FRANK GROHMANN

EINE PRAXIS *FÜR* DIE PSYCHOANALYSE

ANMERKUNGEN ANLÄSSLICH DES 40. TODESTAGES VON JACQUES LACAN

Jacques Lacans vornehmster Einsatz in der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung wird auf immer derjenige sein, darin nicht nachgegeben zu haben, dass der Sinn des psychoanalytischen Abenteuers in einer Praxis gründet, — in einer Praxis *für* die Psychoanalyse.

Erinnern wir uns daran, vor welchem Hintergrund —aus deutscher Sicht gesehen— dies geschehen ist.

Während man nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland die Psychoanalyse und die von ihr nicht zu trennende ›Vernunft seit Freud‹ (J. Lacan) zu Grabe zu tragen fortfährt, beginnt im Nachbarland in Paris Anfang der 1950er Jahre ganz im Gegensatz die Wiederbelebung des Freud'schen Unternehmens und die Neuformulierung der Kategorien der Psychoanalyse durch Jacques Lacan. Bei diesen in der Folge dreißig Jahre währenden Bestrebungen geht es um nichts weniger, als gegenüber einem in den Sinnverlust der analytischen Tätigkeit mündenden trügerischen Formalismus der internationalen Verwalter einer leblosen Psychoanalyse die Vernunft der Freud'schen Annahme des Unbewussten —mit Freud und über Freud hinaus— erneut zum Leben zu erwecken. Lacans Einsatz ist von daher gleichbedeutend mit dem Programm einer grundsätzlichen Neuorientierung der Psychoanalyse als eigenständige Disziplin, welche den Platz des Psychoanalytikers —auf seinem Sessel sowie, unlösbar in der Praxis seines Tuns und Lassen mit diesem verbunden, in der Gesellschaft— vor jedem Versuch des Anschlusses und der Anpassung an bereits Bekanntes bewahren, d.h.: diesen Platz des Analytikers als den Ort einer wesentlichen Befragung neu entdecken helfen soll.

Anstatt einer ›Rückkehr zu Freud‹ in diesem Sinne, findet in Deutschland —nach dem gescheiterten und von Anfang an verurteilungswürdigen Versuch der »Rettung der Psychoanalyse« vor dem Zugriff der Nationalsozialisten— mit deren »fragmentierter Tradierung« (R. Lockot) die Austreibung der letzten Reste der von Sigmund Freud begründeten »neuen Psychologie« statt,

— welche in mehrfacher Hinsicht und gleichzeitig einmal mehr eine »Reinigung« (R. Lockot) der Psychoanalyse durch die Psychoanalytiker selbst sein und in der Folge, nicht nur, aber auch in Deutschland, auf die Verwaltung der um ihre Radikalität verkürzten Psychoanalyse als eine Therapieform im Sinne der Medizin hinauslaufen wird, d.h.: auf die Verwandlung der Psychoanalyse zur Unkenntlichkeit, und zwar in eine »tiefenpsychologisch fundierte und psychoanalytische Psychotherapie«, deren »Leistungen« im Sinne der Medizin bald kassenärztlich abrechenbar sein werden.

Wie anders sich demgegenüber doch die Psychoanalyse Freuds gemäß der Lektüre ihres genauesten Lesers ausnimmt!

Daran ändert auch ein um die von Jacques Lacan abgehaltenen Seminare herum sich formierender ›Lacanismus‹ nichts, dessen Gefolgsleute —insofern sie (anders als bei seinem ›Freudismus‹ genannten Gegenstück, dessen Anhänger sich schon längst von dem Begründer der Psychoanalyse abgewendet haben) sich damit begnügen wollen, die Lehre des von ihnen selbst ernannten Meisters wortwörtlich zu nehmen— riskieren werden, *nicht weniger* und *noch einmal* den Sinn des psychoanalytischen Unternehmens zu verfehlen. Ob Lacan selbst dieser Ablenkung vom eigentlichen Vorhaben Vorschub geleistet hat? Mag sein. Unzweifelhaft ist jedoch, dass die Aufgabe, die er sich gestellt hat, heute noch —und jenem ›Freudismus‹ und diesem ›Lacanismus‹ zum Trotz— Bestand hat: diese Aufgabe besteht darin, auszuarbeiten, wie dem Sinn des psychoanalytischen Unternehmens so nahe wie irgend möglich gekommen werden kann, — und zwar, indem einer Praxis *für* die Psychoanalyse der Weg geebnet wird.

Und auf einmal gibt es nichts mehr zu verteidigen, und schon gar nichts zu retten!

*

Meine Lektüre von Lacan, beginnend mit »Eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht«, findet vor dem Hintergrund der gleichzeitigen Entdeckung von Freuds Werk statt und ist gleichzeitig nicht abzulösen von meinen Erfahrungen in der Praxis psychoanalytischer Sozialarbeit mit autistisch-psychotischen Kindern und Jugendlichen. Davon ausgehend richten sich allmählich meine Auffassungen aus: meine Auffassung des

Psychoanalytikers als jemand, der es ablehnt zu sagen, was das Unbewusste ist, welcher aber auf das Erscheinungsgebiet hinweist, dessen Beobachtung ihm die Annahme des Unbewussten aufgedrängt hat (S. Freud); meine Auffassung der Psychoanalyse, die, unlösbar voneinander, sowohl von Freud als auch von Lacan ist, — und welche der Lesart eines Siegfried Bernfeld nahesteht und sich an den Einsätzen eines Lucien Israël und eines Jean Clavreul orientiert, — d.h. jener Weggefährten Freuds und Lacans, bei denen die Abwesenheit jeglicher Form der Heldenverehrung mehr als nur spürbar ist und welche es wagen, ihren Meistern treu zu bleiben, indem sie sich die Freiheit nehmen, ihnen untreu zu werden.

Die Erfahrung, dass man »am Ausgang einer Analyse nicht die eigenen Signifikanten gegen die Signifikanten des analytischen Diskurses tauscht« (J. Clavreul) verdanke ich meiner Analyse mit André Michels in Luxemburg, der dafür eingestanden ist, dass jene Erfahrung möglich wurde, insofern er verstand, dem Erwerb dieses Gewinns, der gleichzeitig ein Verlust ist, so wenig wie irgend möglich im Wege zu stehen; auch was die weiteren Dimensionen meiner Ausbildung angeht, ist es »vollkommen richtig gewesen, sich die Psychoanalyse auf diese Weise zu erwerben: auch mit dem Zittern, dem Nicht-Sicher-Sein, dem Suchen; und wenn man dann liest, so weil man es braucht, und nicht, weil es zur Ausbildung gehört.« (G. Parin-Matthèy); und die weiteren Schritte schließlich, welche mich zu *meiner* Praxis geführt haben, erfolgen im Takt meiner Auseinandersetzung mit der Unnachgiebigkeit, mit welcher Osvaldo Cariola in Kopenhagen *für* die Psychoanalyse einzutreten weiß, — nicht zuletzt, indem er ein für alle Mal unterstrichen hat, dass dem Psychoanalytiker der Unterschied zwischen Ja und Nein nicht unbekannt sein sollte. Dass für den Analytiker das Nachgeben ausgeschlossen ist (S. Freud), klingt für mich also zumindest genauso luxemburgisch wie dänisch, — und kommt derart, und auch, insofern ich eingewilligt habe, es jetzt selbst zu vertreten, alles andere als akzentfrei daher.

Die Entdeckung, dass die Wurzeln der Psychoanalyse Freuds im Nachkriegsdeutschland in Frankreich liegen, bringt mich nach Luxemburg; als ich bereit bin, mit der Erfahrung meiner eigenen Analyse weiterzugehen, finde ich mich bereits in Kopenhagen wieder; meine Entscheidung, in Deutschland zu praktizieren, geht Hand in Hand mit dem Vorhaben, noch einmal eine Sprache zu lernen, die nicht meine Muttersprache ist. Und bei all dem sind

doch die wegweisenden Sätze —etwa, dass die Psychoanalyse jeden drängt, ein recht beträchtliches Stück der Welt nicht nur neu zu sehen, sondern auch neu zu werten, und in dieser neu gesehenen, neu gewerteten Welt auch neuartig zu handeln (S. Bernfeld)— alles andere als Fremdsprache geblieben.

*

Woher die Notwendigkeit der »strengen und tendenzlosen« (S. Freud), ja der *giftigen* Psychoanalyse? Weil eine Praxis *für* die Psychoanalyse keine Sicherheiten kennt! Oder nur ein wenig anders gesagt: Weil genau an diesem Punkt sich die freudsche Hypothese des Unbewussten am angreifbarsten von innen her zeigt.

Schon Sigmund Freud tritt unbeirrt für diese Hypothese ein und verteidigt das psychoanalytische Verfahren als eines *sui generis*. Dies tut er, indem er das ganze Gewicht seiner Stellungnahmen auf das Wort vom *Boden der psychoanalytischen Voraussetzungen* legt: Von eigener Art wird das psychoanalytische Verfahren nur von seinen Voraussetzungen her sein können. Freuds Fluchtpunkt für seine Begründung der Psychoanalyse ist somit sowohl die empfindlichste Stelle als zugleich auch der Ort des fruchtbarsten Zusammentreffens: An der Stellung des Psychoanalytikers begründen sich die psychoanalytischen Voraussetzungen. An den psychoanalytischen Voraussetzungen begründet sich die Stellung des Psychoanalytikers. Dies sind also die freudschen »psychoanalytischen Voraussetzungen«, welche von der Position des Psychoanalytikers nicht zu trennen sind, weil sie sich mit dieser denselben Boden teilen. Deshalb also kann es keine theoretische Lösung des Problems der Analyse geben, allerdings auch keine nur praktische — und deshalb begründet sich die psychoanalytische Annahme des Unbewussten allein auf dem Boden eines *Junktims* von Heilen und Forschen.

Seit dem 26. September 1953 heißt die Antwort auf die Frage, was unter Freuds Wort vom Boden der psychoanalytischen Voraussetzungen zu verstehen ist: »Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse«. So lautet bekanntlich der Titel von Jacques Lacans sogenannter ›Rede von Rom‹, mit welcher er seine »Rückkehr zu Freud« einleitet — verstanden als eine Rückkehr zu Sigmund Freuds Versuch, die Annahme des Unbewussten zu begründen und somit seine vom Wissenschaftlichen kommende neue

Disziplin auf eigene Beine zu stellen. Denn auf die Frage nach den psychoanalytischen Voraussetzungen antwortet, kaum fünfzehn Jahre nach Freuds Tod, Lacan zufolge, aus den Reihen der Analytiker bereits ein »trügerischer Formalismus«, mit dem man, weil es von ihrer inneren empfindlichen *und* fruchtbarsten Stelle keinen Begriff mehr zu geben scheint, die psychoanalytische Disziplin sozusagen nur mehr von außen stützen zu können meint. Lacan dagegen tritt an, die Fundamente der Psychoanalyse von innen her zu erneuern, insofern diese *in* der Sprache liegen. Und so kann er nicht anders, als sich unmissverständlich gegen die zunehmende Abneigung im analytischen Milieu zu wenden, sich für Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache zu interessieren und entschieden der Versuchung der Analytiker entgegenzutreten, die Grundlagen des Sprechens gerade auf den Gebieten aufzugeben, wo diese mehr denn einer Untersuchung bedürfen. Der mit jener Abneigung und mit dieser Versuchung verbundene »Sinnverlust der analytischen Tätigkeit« (J. Lacan) geht auf dem Boden der psychoanalytischen Voraussetzungen mit dem zunehmenden Verschwinden der Stellung des Psychoanalytikers einher, welche sich in dem Maße verliert, wie deren Koordinaten immer mehr verschwimmen. Während Lacan dagegen gerade den Versuch ihrer Bestimmung wiederaufgreift, gibt er der *Stellung des Psychoanalytikers* ihre eigentliche politische Dimension zurück, die darin besteht, dass die Bestimmung dieser Stellung *im analytischen Verfahren* wie immer auch dem Analytiker einen *Platz in der Gesellschaft* zuweist.

Damit eröffnet Lacan noch einmal die Wette darauf, ob es nicht doch eine Gemeinschaft der Psychoanalytiker geben kann, die sich in der Lage sieht, das freudsche Erbe —nämlich das von Anfang an und auf immer Widerspenstige der Psychoanalyse, insofern es *von anderer Art* ist— über den Tod ihres Begründers hinaus, das heißt, zukünftig ohne ihn zu tragen. Anders gesagt stellt Lacan die ›Frage der Laienanalyse‹ aufs Neue — und macht damit die Begründung der Psychoanalyse als Verfahren von eigener Art, also als eigenständige Disziplin, noch einmal und weiterhin, wie bereits Freud es getan hat, von der Beantwortung dieser Frage abhängig: Wird es doch einmal möglich sein, jenes »analytische Gemeingefühl« (S. Freud) zu wecken, das jedem Standesbewusstsein zu widerstehen vermag und gerade somit von der »Vernunft nach Freud« (J. Lacan) zeugen wird? Von daher bereits der Sinn und die Notwendigkeit der Laien für Freud —welche nichts anderes sind (nicht mehr, aber

auch nicht weniger!) als in Übereinstimmung mit dem Sinn des analytischen Verfahrens ausgebildete Psychoanalytiker.

Freud wird bis hin zu seinen allerletzten Arbeiten nicht müde zu unterstreichen, dass seine Annahme des Unbewussten einzig auf der Theorie der Libido fußt. Indem er diesen Boden der psychoanalytischen Voraussetzungen als Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache untersucht, fragt Lacan nach der *Logik* dieser Annahme — nicht nur hinsichtlich der Logik des Unbewussten, sondern zugleich und viel mehr noch im Sinne einer Logik *für* das Unbewusste.

*

Heute, siebzig Jahre nach seiner ›Rede von Rom‹, vierzig Jahre nach Jacques Lacans Tod, sieht sich diese *Logik für das Unbewusste* mehr denn je von allen Seiten bedroht, — und dies umso mehr als die Anerkennung des mit dieser Logik untrennbar verbundenen »ontologischen Bruchs« (R. Kurz) lange Aussichten hat. Die diesem inneren Zusammenhang entsprechende *kategoriale Kritik* ist im freudschen Werk angelegt. Jacques Lacan hat sie, als die Welt schon einmal an ihr vergessen wollte, von dort hervorgeholt und zu entfalten versucht.

Die Psychoanalytiker täten heute mehr denn je gut daran —und zwar: »mit den Mitteln ihrer Lehre« (P. Parin)— herauszuarbeiten, warum, stets und immer wieder aufs Neue, die Verwaltung dieser ontologischen Krise dem Vollziehen des Bruchs und der Anerkennung seiner Folgen vorgezogen wird. Im rasenden Taktschlag eines globalen Krisengeschehens stehen vorläufig noch immer auch und gerade die Psychoanalytiker still, — und laufen einmal mehr Gefahr, die Freud'sche Entdeckung des Unbewussten der Verwaltung der durch eben diese Entdeckung angestoßenen Krise zu opfern. Nichts in der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung im 20. Jahrhundert und bis zum heutigen Tag deutet allerdings daraufhin, dass diesmal die sich bereits ankündigende erneute Auflösung in die Barbarei an den Psychoanalytikern und ihren Mitmenschen nur vorbeiziehen wird.

(Juni 2021)